

H. Berger

Der Akzent von $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\acute{\iota}$, $\tau\acute{\alpha}\acute{\iota}$ und $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\acute{\epsilon}$

Das Bestreben, den auffälligen Zirkumflex in $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\acute{\iota}$ und $\tau\acute{\alpha}\acute{\iota}$ zu erklären, hat in der Erforschung des griechischen Akzents zu den merkwürdigsten Annahmen geführt. Von allen bisher gemachten Versuchen scheint am annehmbarsten noch der von E. Schwyzer zu sein, der in seiner "Griechischen Grammatik" ein Lautgesetz aufstellt, nach dem im Griechischen zu einem bestimmten Zeitpunkt alle langvokalischen Monosyllaba ohne Rücksicht auf ihre Herkunft zirkumflektiert worden seien¹⁾. Eine Durchsicht der von ihm angeführten Beispiele zeigt aber, daß die meisten Fälle auch anders erklärt werden können. Die bei Homer zirkumflektierten einsilbigen Verbalformen ($\beta\eta$, $\sigma\eta$ usw.) folgen dem bekannten Gesetz, nach dem im Griechischen alle finiten Verbalformen den Akzent so weit als möglich vorne tragen. J. Wackernagel hat dies²⁾ als Ersatz für die im Ai. noch durchgängige Enklise des Verbums im Hauptsatz erklärt, die sich im Gr. nur noch in $\acute{\epsilon}\acute{\iota}\acute{\iota}$ und teilweise in $\phi\eta\mu\acute{\iota}$ gehalten hat. Daß Formen wie $\beta\eta$, obwohl sie nur zweimorig sind, von der Enklise ausgeschlossen werden, ist nicht weiter verwunderlich. Die lautlichen Bedingungen zur Enklise lägen auch noch bei zahlreichen anderen Verbalformen vor ($\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\gamma\omega$, $\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\iota$, $\acute{\lambda}\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota$); wie $\beta\eta$ verdanken sie ihre Akzentuierung dem Systemzwang.

Nicht akzentuiert war nach Ausweis des Ai. im Idg. auch das Nomen, wenn es vokativisch gebraucht wurde. Auch hier finden wir im Gr. besonders bei Wörtern, die sehr oft im Vokativ verwendet wurden, wie beim Verbum noch Spuren der alten Akzentverhältnisse: bei den Eigennamen

1) I, F 3a

2) KZ XXIII, 457 ff.

auf *κῆρς* und *κράτης* (*Σώκρατες*, *Περικλής*), und bei Verwandtschaftsbezeichnungen (*ἀδελφός*, *μητήρ*, *πάτερ*). So ist der Unterschied zwischen dem Nom. *Ζεὺς* und dem Vok. *Ζεῦ* ohne weiteres einleuchtend; daß *Ζεὺς* nicht zirkumflektiert wurde, läßt sich wohl kaum aus dem Bestreben erklären, es vom Vok. lautlich zu scheiden; dazu hätte ja bereits das *ε* des Nom. genügt.

An eine begriffliche Differenzierung mit Hilfe des Akzents ließe sich schon eher denken bei Fällen, in denen die Gefahr völliger Homonymie vorlag. Aber die Geschichte der modernen Sprachen zeigt, daß die Lautentwicklung nirgends Rücksicht auf Homonymie nimmt (engl. *night* - *Knight*, fra. *saint* - *ceint*); wenn die Bedeutung sich auch aus dem syntaktischen und synsemantischen Zusammenhang nicht mehr erschließen läßt, wird ein neues Wort eingeführt. Schon deswegen muß auch Schwyzers Versuch, den Akut in *φῶς* "Mann" als homonymscheidend zu *φῶς* "Licht" zu erklären, als verfehlt gelten. Dazu kommt noch, daß eine solche Scheidung bei Homer noch gar nicht nötig war, denn das Epos kennt nur die unkontrahierten Formen *φῶς* und *φῶς* in der Bedeutung "Licht"; *φῶς* "Mann" ist im lebendigen Gebrauch in der späteren Zeit überhaupt ausgestorben und findet sich nur noch in der gehobenen Dichtersprache (Pindar, Tragiker), von der wir lautlich nur richtige und falsche Archaismen, aber keine wirklichen sprachlichen Neuerungen erwarten dürfen.

Auch die einsilbigen Buchstabennamen (*μῦ*, *πῆ* usf.) können nicht die Richtigkeit des angenommenen Lautgesetzes anweisen. Die können vom Anfang an zirkumflektiert gewesen sein. Die Griechen haben sie einer semitischen Sprache entlehnt und versahen bei ihrer Anpassung an das gr. phonologische System den fremdsprachlichen langen Vokal, den sie als zweimorig empfinden mußten, mit einer der beiden Akzentarten, die jeder betonte lange Vokal im Gr. haben muß. Außerdem ist es möglich, daß sich die einsilbigen Buchstabennamen in der Akzentuation erst später nach den zweisilbigen (*ἀίφα*, *εἶγμα*) gerichtet haben. Bei einer Gruppe von Wörtern, die nicht nur ihrer Bedeutung nach eng zusammengehören,

sondern sich auch in ihrer syntaktischen Verwendung wegen ihrer völligen Unfähigkeit zur Flexion deutlich vom übrigen Wortschatz abheben, wäre eine solche Analogie leicht verständlich.

Dasselbe gilt für *λίε* "Löwe", das gleichfalls aus dem Sem. entlehnt ist; *λίε* in der Bedeutung "glatt" (fem.) dagegen trägt den Akut, der wie bei *φῶς* lautgesetzlich ist und nicht etwa zur Differenzierung von *λίε* beibehalten wurde. Aber man tut wohl überhaupt den homerischen Einsilblern, die in späterer Sprache nicht mehr vorkommen (ausser den obengenannten noch *δαῖ*, *κῆρ*, *κρῖ*, und der Akk *Ζῆν*) zuviel Ehre an, wenn man ihren Akzent zum Gegenstand eingehender Untersuchungen macht. Nicht nur, daß sie äolischen Ursprungs sein können und wegen der dort vom Gemeingriechischen so stark abweichenden Akzentuation nichts für unsere Frage ausgeben würden - über ihren Akzent entschieden in späterer Zeit ausschliesslich die Theorien der Grammatiker, denen die Schrift dazu keinen Anhalt bot, und von einer mündlichen Tradierung der Epen (sofern eine solche überhaupt ohne Unterbrechung stattfand) konnten sie kaum zuverlässiges hierüber erfahren; sie ist auch sonst mit dem Text nicht allzu schonend umgegangen.

Gleichwohl kann man bei zwei von ihnen, bei *κῆρ* und bei *Ζῆν*, mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, wie sie zu ihrem Zirkumflex gekommen sind. M. Bréal¹⁾ nahm für *κῆρ* Kontraktion aus *κέαρ* an. Dagegen hat Brugmann²⁾ mit Recht geltend gemacht, daß Homer nur *κῆρ*, kein *κέαρ* kennt, andererseits aber nur die unkontrahierte Form *εαρ* für späteres *ῆρ*, *κέαρ*, das erst bei Pindar und den Tragikern auftaucht, ist also ein falscher Archaismus nach der Proportion *εαρ* : *ῆρ*; der Zirkumflex, der bei *ῆρ* wegen der Kontraktion lautgesetzlich war, wurde nun auch auf *κῆρ* übertragen.

1) MS. VIII, 309 ff.
2) IF V, 341

Etwas anders ist der Fall bei $\zeta\eta\nu$ gelagert. Aus der Tatsache, daß $\zeta\eta\nu$ in der Ilias mit einer einzigen Ausnahme (E 157) immer, auch am Versschluss, nur vor Vokal und ausserdem nur in formelhaften Wendungen vorkommt, hat Leumann¹⁾ mit Recht gefolgert, daß die Form $\zeta\eta\nu$ ihre Existenz einer bereits vorhomerischen morphologischen Umdeutung verdankt, die in dem versöffnenden $\zeta\eta\nu$ $\sigma\kappa\alpha\tau\omicron\nu$ (E 756, P 339) erfolgt sei: $\zeta\eta\nu$ wurde also in homerischer Zeit als elidiertes $\zeta\eta\nu\alpha$ empfunden und dementsprechend - ganz regelmässig - akzentuiert.

Unsicher ist der Akzent bei dem später nur selten vorkommenden, offenbar als sehr vulgär empfundenen heteroklitischen Neutrum $\sigma\kappa\acute{\eta}\nu$, $\sigma\kappa\alpha\tau\acute{\omicron}\varsigma$ "Kot, Dreck". Die Ausgaben schreiben alle $\sigma\kappa\acute{\eta}\nu$, es ist aber auch $\sigma\kappa\acute{\eta}\nu$ überliefert. Die Heteroklisis scheint im Gr. analogische ^{verwilligte} Neuerung zu sein²⁾; weil es aber im Gr. das einzige heteroklitische Neutrum auf $-\acute{\eta}\nu$ ist, lässt sich über seinen Akzent nichts aussagen, denn aus dem tonlosen $-\acute{\eta}\nu$ in $\acute{\upsilon}\sigma\acute{\eta}\nu$ (über dessen Entstehung wir zudem bis heute noch nicht aufgeklärt sind) konnte keine Akzentqualität entnommen werden.

$\kappa\acute{\iota}\varsigma$ ³⁾ "Kornwurm", selten vorkommend, ist etymologisch dunkel und daher für uns unbrauchbar. Entlehnung aus einer nichtgriechischen Sprache ist nicht ausgeschlossen; die späteren Abschreiber können es einfach nach $\kappa\acute{\iota}\varsigma$ akzentuiert haben. Die Interjektion $\acute{\phi}\acute{\epsilon}\nu$ steht als reines Gefühlswort ausserhalb jedes historisch-lautgesetzlichen Zwangs. Selbst wenn es eine gesicherte Etymologie hätte, könnten bei dem Charakter der Wortart, der es angehört, keine sicheren Schlüsse daraus gezogen werden.

Damit verlassen wir den unsicheren Bereich der episch-poetischen und seltenen Wörter und wenden uns den langvokalischen Einsilblern zu, die auch in späterer Prosa noch häufig sind und auf deren Überlieferung auch hinsichtlich des

1) Homerische Wörter 47.

2) vgl. Boisacq, Et. Wb. sv. δ .

3) Auch $\kappa\acute{\iota}\varsigma$ ist überliefert.

Akzents mehr Verlass ist, als das bei den bisher besprochenen der Fall war.

Bei den seefahrenden Griechen hat das Attische in dem häufig gebrauchten *νάυς* eine den anderen Sprachen gegenüber hochaltertümliche Flexion bewahrt. Die Annahme, daß in *νάυς* ein Langdiphthong gekürzt würde, ist irrig, wie J. Kurylowicz¹⁾ richtig bemerkt. Das Wort wurde vorgriechisch dekliniert:

náυs	náυes
ναύος	ναύοm
ναύι	ναύσι
νάυm	νάυns

und seine Flexion entspricht genau der aon ai. pásu, Gen. pásváp. Das attische Paradigma ist die vollkommen lautgesetzliche Fortsetzung davon. Im Nom. und Akk. Sing. und im Dat. und Akk. Pl. schwand *σ* spurlos; dann trat Kontraktion ein, wobei der Akzent auf der More verblieb, auf der er schon vorher sass²⁾. In den übrigen Kasus dagegen stand *σ* vor *υ*, also vor Konsonant und bewirkte daher bei seinem Schwund Dehnung des vorhergehenden a; später schwand auch noch *υ* (-f). Das Ionische und der epische Dialekt haben nicht nur einen Akk. *ναύα* analogisch neugebildet, sondern auch das *η* der obliquen Kasus in den Nom. Sing. eingeführt (*ναύης*); Dasselbe muss man auch fürs Ai. (náus und návam nach návas und návi) und Lat. (Nom. návis und Akk. návem nach Gen. návis etc.) anzunehmen. Der Zirkumflex in *νάυς* ist also regulär durch Kontraktion entstanden.

Ähnlich ist wohl auch *πράις* zu beurteilen (**gráus?* doch wohl zu *Vgrg*¹ in *πέρας*, ai. jīrna-, lat. gránun usf.). Es ist als Bildungstypus offensichtlich

1) Prace filologiczne XI, 229.

2) Der gleiche Vorgang trat viel später noch einmal bei ~~πράις~~ ein: **πράις* > *πράις* > *πράις*
πράις

völlig isoliert, und über die Urform konnte bis jetzt noch keine Einigung erzielt werden.¹⁾ Doch scheint in hom. $\gamma\rho\eta\tilde{\nu}\epsilon$ das η wie bei $\gamma\eta\tilde{\nu}\epsilon$ aus dem Gen.-Dat. zu stammen; hom. $\gamma\rho\eta\tilde{\nu}\epsilon$ wurde von Späteren falsch akzentuiert,²⁾ wohl nach $\eta\delta\tilde{\nu}\epsilon$, $\gamma\lambda\upsilon\kappa\tilde{\nu}\epsilon$ u.ä.

Der Zirkumflex in $\beta\omicron\tilde{\nu}\epsilon$ darf nicht wie bei $\rho\alpha\tilde{\nu}\epsilon$ erklärt werden, denn da neben dem Gr. auch das Lat. und das Ai. in den obliquen Kasus auf kurzes o weisen, kann die Wurzel kein $\tilde{\nu}$ enthalten haben. Der Nom. * $g^{\tilde{\nu}}\tilde{\nu}\epsilon$ hatte echte Dehnstufe wie diēus; $\beta\omicron\tilde{\nu}\epsilon$ müsste also wie $z\epsilon\tilde{\nu}\epsilon$ den Akut haben. Eine rein formale Analogie nach $\rho\alpha\tilde{\nu}\epsilon$ ist schwer denkbar, dazu waren die Paradigmen lautlich doch zu verschieden. Eher liesse sich eine semasiologisch leicht erklärbare Angleichung an $\omicron\tilde{\nu}\epsilon$, $\omicron\tilde{\nu}$ denken (aus * $\tilde{\nu}\tilde{\nu}\epsilon$, * $\tilde{\nu}\tilde{\nu}$). Ausserdem hat man bei idg. * $g^{\tilde{\nu}}\tilde{\nu}\epsilon$ schon lange an alte Onomatopöe gedacht. Dafür sprechen nicht nur elementarverwandte, fast gleichlautende Bildungen in nicht-indogermanischen Sprachen (sum. gu(a), chin. ngū, ngō), sondern auch der o-Vokalismus, der bei einem sicher vorwiegend im Simplex gebrauchten Wurzelnamen nicht aus dem Kompositum stammen kann. Das Wort konnte auch noch als lautmalend empfunden werden, als es formal längst dem Nominalsystem einverleibt war. Für das gleichfalls zirkumflektierte $\tilde{\nu}\epsilon$ lässt sich das noch mit Sicherheit sagen, da daneben die lautgesetzlich nicht zu erklärende Form $\epsilon\tilde{\nu}\epsilon$ steht. Die reinen Empfindungslaute zeigen im Gr. fast ausschliesslich Zirkumflex: $\epsilon\tilde{\nu}\epsilon$, $\phi\epsilon\tilde{\nu}$, $\alpha\tilde{\nu}$, $\mu\tilde{\nu}$ (Schluchzen) u.s.w. Wenn man annimmt, dass die Barytonese im Gr. ein Mittel der Onomatopöe war, so wäre ihr Auftreten gerade bei $\beta\omicron\tilde{\nu}\epsilon$ leicht verständlich.³⁾

Man kann darüber im Zweifel sein, ob die Zirkumflektierung nicht nur in $\beta\omicron\tilde{\nu}\epsilon$, $\tilde{\nu}\epsilon$ ($\epsilon\tilde{\nu}\epsilon$), sondern auch in

¹⁾ Quot capita tot sententiae: J. Schmidt, KZ 27, 375 (altes Adj., fem. dazu $\gamma\rho\alpha\tilde{\nu}\alpha$); ~~W. Schulze, Quest. ep. 448~~ ($\gamma\rho\alpha\tilde{\nu}\epsilon$); Hirt, Handbuch 95 ($\rho\tilde{\nu}\epsilon$ r); Brugmann IF IX, 372 ($\gamma\rho\alpha\tilde{\nu}\epsilon$ -), IF XVIII, 429 (keine Entscheidung).

²⁾ wie $\epsilon\tilde{\nu}$ statt $\epsilon\tilde{\nu}$ für späteres $\epsilon\tilde{\nu}$.

³⁾ Auf die Häufigkeit der Barytonese bei Tiernamen bereits im Idg. hat Hirt, IG V, 220 aufmerksam gemacht.

$\mu\bar{u}c$ und $\dot{\iota}\gamma\theta\bar{u}c$ (aus früherem einsilbigem* $\gamma\theta\bar{u}c$) auf diese Weise deutbar ist. Jedenfalls ist dies die einzige Möglichkeit, den Zirkumflex innergriechisch zu erklären, ohne in das Dickicht prähistorischer Spekulationen zu geraten. Wie die rekonstruierten Vorformen * $\mu\bar{a}öus$, * $nüs$, und * $ghpüs$ im Idg. akzentuiert worden sind, wissen wir nicht und werden es wohl kaum erfahren. Dasselbe gilt für $\delta\bar{p}\bar{u}c$ und $\pi\bar{u}p$, $\pi\bar{u}p\acute{o}c$. Wenn die Vermutung Spechts¹⁾ auch richtig sein kann, daß $\delta\bar{p}\bar{u}c$, $\mu\bar{u}c$ und $\pi\bar{u}p$ schon im Idg. Dehnung in einsilbigen Formen erfahren haben, so sagt das immer noch nichts über den Akzent aus. Über die ursprachliche Form von $\pi\bar{u}p$ herrscht überdies bis heute noch keine Klarheit²⁾.

Nur im Attischen sind $\gamma\lambda\alpha\delta\bar{e}$, $\alpha\bar{i}\bar{e}$ und $\pi\tau\bar{w}\bar{e}$ zirkumflektiert. Sie können für ein gemeingriechisches Lautgesetz nichts ausgeben, sondern müssen aus einer spezifisch attischen Entwicklung erklärt werden, von der weiter unten die Rede sein wird.

Die Behauptung, daß langvokalische Monosyllaba im Gr. sekundäre Dehnung erfahren haben, kann also überhaupt nur durch Wörter gestützt werden, bei denen entweder andere Sprachen eindeutig auf eine andere Akzentqualität weisen (was bei keinem der bisher besprochenen Beispielen der Fall ist), oder durch solche, in denen die Länge erst innergriechisch entstanden ist. Da bei Kontraktion der Zirkumflex regulär ist, kommt als Ursache für eine solche Länge zur Ersatzdehnung bei Nasal + s in Betracht. Die einzigen Beispiele, die dann noch eindeutig für sekundäre Zirkumflektierung sprechen würden, sind $\epsilon\bar{u}c < *e^{ei}uc$ und $\pi\bar{a}c$, $\pi\bar{a}v < *π\bar{a}vc$ * $π\bar{a}v$, wobei $\pi\bar{a}v$ noch auffallende Längung des ursprünglich kurzen \bar{a} zeigt. Ihre Akzentuation ist in der Tat merkwürdig; zweifelloß haben sie allein zu der Aufstellung eines solchen Lautgesetzes Anlass gegeben.

¹⁾ KZ 59, p. 280

²⁾ Zuletzt darüber H. Pedersen, Mitt. u. d. anderen eur. Sprachen p. 187.

Nun haben alle anderen Wörter desselben Deklinationstypus den Akut, z. B. $\kappa\tau\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, $\kappa\tau\epsilon\nu\acute{\omicron}\varsigma$ "Kamm", das in allen Singularformen auf $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ reimt. Wenn man mit Schwyzer für den Akut in $\kappa\tau\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ den Einfluss der mehrsilbigen Nomina auf $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ verantwortlich macht, so ist es erstaunlich, dass nicht ebenso $\omicron\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ in $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ den Akut restituieren sollen.

Denselben verhältnismässig seltenen prosodischen Schema von $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, $\epsilon\nu\acute{\omicron}\varsigma$ ¹⁾

Nom. 1. Vok. + einf. Kons.

Gen. Dat. k. VoK. + einf. Kons. + betonte Endung

Akk. k. Vok. + einf. Kons. + unbet. Endung

folgen neben $\kappa\tau\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ so gebräuchliche Nomina wie $\chi\theta\acute{\omega}\nu$, $\phi\acute{\rho}\eta\nu$ und $\pi\acute{\omicron}\upsilon\varsigma$; sie wären, einmal zirkumflektiert, einer sekundären Analogie sicher entgangen.

Der Typus $\theta\eta\rho$, $\theta\eta\rho\acute{\omicron}\varsigma$, nach dem Schema

Nom. 1. Vok. + einf. Kons.

Gen. Dat. 1. Vok. + einfacher Kons. + bet. Endung

Akk. 1. Vok. + einf. Kons. + unbet. Endung

hat ebenfalls stets Akut im Nominativ. Er ist in der Sprache so gewöhnlich und umfasst so viele häufig gebrauchte Wörter ($\chi\epsilon\acute{\iota}\rho$, $\mu\acute{\eta}\nu$, $\theta\eta\rho$ u. s. w.), daß ein wirkliches Lautgesetz hier hätte unbedingt durchdringen müssen. Eine Ausnahme findet sich nur im Attischen bei den bereits erwähnten und noch zu besprechenden $\omega\acute{\tau}\tilde{\iota}\varsigma$, $\rho\acute{\alpha}\nu\tilde{\iota}\varsigma$, $\nu\tau\acute{\omega}\tilde{\iota}\varsigma$.

Als völlig missglückt muss schliesslich der Versuch betrachtet werden, den Akut in Formen wie $\theta\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, $\delta\omicron\upsilon\delta\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ durch Analogie nach $\theta\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\varsigma$, $\delta\acute{\omicron}\nu\tau\omicron\varsigma$ zu erklären. Eine Form wie $\theta\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\varsigma$ war nach dem prosodischen Empfinden der Griechen trochäisch; das positionsbildende ν ist der Ersatz für die zweite Vokalvorne, und die erste More besteht in dem kurzen, den Akzent tragenden Vokal. $\theta\acute{\epsilon}\nu\tau\omicron\varsigma$ entspricht also in seiner Akzentuierung genau einer Form wie $\delta\eta\mu\acute{\omicron}\varsigma$. Diese Gleichsetzung ist keine künstliche Konstruktion an Hand der Akzent-systematik, sie lässt sich vielmehr alle wirklich in der Sprache vorhanden nachweisen. Durch Grammatiker sind Betonungen

¹⁾ ~~II-59, p. 200~~ Für unsere Betrachtung ist nur das Singularparadigma von Bedeutung.

bezeugt wie: ἔνδον τε, ἄλλος τις u.a., wie δῆμος τε, οὐτός ἐστι u.s.w.¹⁾.

Auch ausserhalb des Nominalsystems spricht alles gegen das angenommene Lautgesetz. Es ist durchaus nicht einzusehen, warum die einsilbigen Partikeln οὐ, μή, δή, θήν, ἤ, μήν, νή, πλήν, φή, ναί u.s.w. einer Zirkumflektierung entgangen sein sollen. Die meisten von ihnen unterlagen sicher denselben lautlichen Bedingungen wie alle anderen Wörter (im anderen Falle wären sie enklitisch), einige von ihnen (μή und ναί etwa) waren wahrscheinlich sogar stärker betont.

Ganz besonders auffällig ist der Akut bei χρή, das Schwyzer ausdrücklich als ungeklärt bezeichnet. Wie das Augment von ἐχρήν zeigt, wurde es später als Verbalform empfunden. Es ist völlig isoliert und war keinen analogen Einflüssen ausgesetzt; eine Zirkumflektierung hätte, wenn sie lautgesetzlich gewesen wäre, mit um so grösserer Wahrscheinlichkeit stattgefunden, als daneben auch das zirkumflektierte (ἐ)χρήν bestand.

Auf andere Weise als Schwyzer sucht H. Hirt der Akzentuation in den beiden Wörtern Herr zu werden. Er vermutet, dass das Attische abweichend von den übrigen Dialekten den Hauptton um eine More zurückgezogen hat²⁾. Aber das beigebrachte Material ist zu dürftig, um diese Annahme zu rechtfertigen. Auch hier sind es wohl in der Hauptsache nur εἶε und πᾶε, die ein ganzes Lautgesetz ins Leben gerufen haben, bei Hirt ausserdem noch das merkwürdige ἐγώγε, das wie εἶε und πᾶε auffallende Zurückziehung des Akzents aufweist. Der weitaus grösste Teil der übrigen Beispiele besteht aus dreisilbigen Nomina auf -ος, die den Akzent von der vorletzten auf die drittletzte Silbe zurückgezogen haben, z. B. γέλολος < γελοῖος, γόμφιος < γομφίος, αἰδύλος < αἰδυῖος. Den Schlüssel zur Erklärung dieser

1) Vgl. Chandler, Introduction § 965

2) IG V, p. 55; vorher schon IF 16, 88 ff.

Tonverschiebung gibt Hirt selbst in einer Anmerkung: Fälle wie κρωβύλοσ könnten durch Analogie entstanden sein, nämlich nach der Proportion $\acute{\alpha}\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omicron\upsilon\varsigma : \acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\pi\omicron\varsigma = \kappa\rho\omega\beta\acute{\upsilon}\lambda\omicron\upsilon\varsigma : x$. Hirt schränkt diese Möglichkeit nur auf einige Fälle ein, um den Akzent von $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ und $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ als lautgesetzlich zu retten, es unterliegt aber keinem Zweifel, dass alle Wörter dieses Typus so zu erklären sind, denn die Tendenz, die verschiedenen Akzentuationstypen bei den mehrsilbigen Nomina auf $-\omicron\varsigma$ zu vereinheitlichen, ist wie jeder analogische Ausgleich, der ein durch lautliche Veränderungen gestörtes Schema wieder zu ordnen versucht, so natürlich, dass man sich fast wundern muss, dass die übrigen Dialekte und die Koine nicht in ausgedehnterem Masse eine ähnliche Entwicklung zeigen. Auf dieselbe einfache Weise lassen sich auch die wenigen a-Stämme, die im Att. mit Tonzurückziehung überliefert sind und den Rest von Hirts Material ausmachen, erklären: $\eta\mu\epsilon\rho\alpha\iota$, $\tau\upsilon\mu\acute{\omega}\rho\iota\alpha\iota$ u.a. sind nach dem Muster von $\acute{\iota}\delta\iota\alpha\iota : \acute{\iota}\delta\iota\alpha\iota\varsigma$ entstanden. Auch der Zirkumflex von att. $\gamma\lambda\alpha\acute{\upsilon}\epsilon$, $\alpha\acute{\iota}\epsilon$ und $\pi\epsilon\acute{\omega}\epsilon$ bereitet jetzt keine Schwierigkeiten mehr. Die drei Wörter haben, einer im Att. besonders stark wirksamen Neigung zum analogischen Ausgleich des Nominalakzents folgend, ihren Zirkumflex vom Typus $\pi\acute{\alpha}\iota\varsigma$, $\pi\alpha\upsilon\delta\acute{\omicron}\varsigma$ übernommen. Eine solche analogische Zirkumflektierung im Nom. war aber nur bei konsonantischen Stämmen möglich, die stamhaften langen Vokal oder Diphthong enthielten; unsere Erklärung versagt also für $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ und $\pi\acute{\alpha}\varsigma$, denn es gibt keinen anderen n - bzw. nt -Stamm, der von Hause aus zirkumflektiert war.

Mit im wesentlichen demselben Material wie Hirt arbeitet Vendryes, der gleichfalls Tonzurückziehung im Att. annimmt und MSL 13, 218 ein Lautgesetz formuliert "tout mot propérispomène à antépénultième brève devient, en attique, paroxyton." Da Vendryes sein Gesetz ausdrücklich auf den Typus $o - u$ beschränkt, ist damit bei $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$ und $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ nichts anzufangen. Vendryes geht es auch nicht um diese beiden Wörter, sondern der ganze Aufwand wird bei ihm nur wegen $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ gemacht. Wenn man aber in Betracht zieht, dass neben den geforderten lautgesetzlichen Formen auch zahlreiche andere als

attisch überliefert sind, die den Akzent unter den geforderten Bedingungen nicht zurückgezogen haben (*κτεφαίος*, *λοχαίος*, *ἀντακείος* u. s. w.) und auf der anderen Seite auch viele Wörter mit langer Pänultima davon betroffen werden (*ἔπειος*, *θεμίδειος* u. a.), so wird man einer analogischen Erklärung, wie sie auch von Solmsen¹⁾ vertreten wird, unbedingt den Vorzug geben müssen.

Um *ἔγωγε* hat sich auch Wackernagel bemüht; aber sein Versuch, den Akzent von *ἔγωγε* im Gegensatz zu Hirt und Vendryes analogisch zu erklären²⁾, kann auch nicht recht überzeugen. Wackernagel hält nämlich das *ἔ-* und den Akzent in *ἔποιγε* für alt; er verbindet die Form unmittelbar mit ai. *mama* (das aus **ama* erweitert sein soll) und nimmt an, dass *ἔμειγε* erst später analogisch aus **μειγε* erweitert worden ist; nach diesem *ἔποιγε* soll sich dann *ἔγωγε* im Akzent gerichtet haben, während das einfache **ἔμοι* wegen der einsilbigen *οἶ*, *οἷ* u. s. w. die Endbetonung einführte. Dazu ist zunächst zu bemerken, dass Ausgleicherscheinungen zwischen dem Nom. und den obliquen Kasus gerade beim Pronomen der ersten Person von vorneherein psychologisch ganz unwahrscheinlich sind und sich in keiner Sprache mit Sicherheit nachweisen lassen³⁾. Wenn man schon so großzügig in der Annahme analogischer Akzentverschiebungen ist,

1) Beiträge zur gr. Wortforschung I, 67 ff.

2) Beitr. zur Lehre vom gr. Akzent 20 ff.

3) Man darf nicht neupers. *man*, neuil. (Hindi u. a.) *mam*, in denen das oblique *m-* auch im Nom. eingeführt worden ist, als Gegenbeispiele anführen. Die Analogie war im Np. nur möglich, weil diese Sprache durch den Verlust der nominalen Flexionsendungen jedes Gefühl für Kasusunterscheidung verloren und auch sekundär nicht wieder ausgebildet hatte; im Hindi, weil hier das Verbum in der Vergangenheit wie bereits im späten Mi. nur passivisch konstruiert werden kann (*mam ne kiya* "ich habe gemacht", eigl. "von mir wurde gemacht", wie mi. *mayä koyam dss*); in diesem Fall war der Istr. das logische Subjekt des Satzes und konnte daher die aktivische Präsenskonstruktion formell beeinflussen. Das Np. hat übrigens eine Parallele in dem ihm strukturell nah verwandten Neuenglischen, das ja gleichfalls durch den völligen Verlust der Nominalflexion gekennzeichnet ist (vulgär *me* "ich" statt *I*); in Sprachen mit deutlicher flexivischer Kasuscheidung beim Nomen dagegen wie etwa dem Deutschen oder Russischen wäre so etwas ~~un~~ denkbar.

muss man doch zugeben, dass, wenn schon $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ etwas altes bewahrt haben soll, eine Angleichung an das einfache $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ viel näher lag als die von Wackernagel angenommene. Die Verbindung máma: $\acute{\epsilon}\mu\omega$ ist zudem ganz unsicher; der Stamm $\acute{\epsilon}\mu\omega-$, den Wackernagel in $\acute{\epsilon}\mu\omega$ erkennen will, ist sonst in keiner indogermanischen Sprache zu finden, und das prothetische $\acute{\epsilon}$ - sieht ganz nach einer griechischen Neuerung aus. Auch der Wortauslaut erschwert eine unmittelbare Gleichsetzung der gr. mit der ai. Form: er macht bei $\acute{\epsilon}\mu\omega$ mit dem geläufigen Dativ - i einen relativ jungen Eindruck, während máma der Überrest eines uralten flexionslosen, reduplizierenden Typus zu sein scheint. Aber selbst wenn die Betonung in $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ etwas altes wäre, so müsste doch noch ein plausibler Grund dafür gefunden werden, warum sich der Gegensatz $\acute{\epsilon}\gamma\omega$: $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ auch in späterer Zeit noch unverändert erhalten konnte und kein Ausgleich nach einer der beiden Formen stattfand.

Es bleibt also dabei, dass der Akzentsitz in $\acute{\epsilon}\iota\epsilon$, $\tau\acute{\alpha}\epsilon$ und $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ nicht lautgesetzlich ist, und auch an eine formalanalogische Deutung kann, wie wir gesehen haben, bei diesen drei Wörtern augenscheinlich nicht gedacht werden. Wir müssen daher andere Wege einschlagen, wenn wir zu einem befriedigenden Ergebnis gelangen wollen.

Nun ist es längst bekannt, dass die "normale" lautliche Entwicklung in der Sprachgeschichte gelegentlich von Wörtern durchkreuzt wird, die ihrer Bedeutung nach eine Sonderstellung innerhalb des Wortschatzes aufweisen; man pflegt sie, bisher ohne den Versuch einer genaueren Einteilung, als "expressiv" zu bezeichnen. Wenn wir im folgenden unsere drei strittigen Wörter unter diesem vorläufig ja recht dehnbaren Sammelbegriff einreihen, so ist das kein bequemer Ausweg. Der Beweis dafür, dass die lautliche Behandlung in den fraglichen Wörtern durch die Bedeutung bedingt ist, lässt sich mit aller in unserer Wissenschaft nur möglichen Strenge erbringen und ist nicht etwa von rein gefühlsmässigen Vermutungen abhängig, die faute de mieux bis heute die letzte Instanz in Fragen der Expressivität darstellen.

Den Wörtern $\acute{\epsilon}\iota\epsilon$, $\tau\acute{\alpha}\epsilon$ und $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ ist gemeinsam,

dass ihre Verwendungⁱⁿ ausser festgewordenen Verbindungen stets pleonastisch ist, d. h. sie drücken begriffliche Modifikationen aus, die in dem Wort, dem sie zugeordnet werden, bereits enthalten sind. ἄριστος bezeichnet bereits ein Pferd; εὖ wird also nur verwendet, wenn auf den Singular ausdrücklich hingewiesen werden soll. Es erhält in diesem Fall den stärksten artikulatorischen Nachdruck innerhalb eines Syntagmas. Man kann annehmen, dass eine ursprünglich lautstilistische Variante, die im Zurückziehen des Tons um eine More bestand, sich allmählich festsetzte und über die seltener vorkommenden Fälle, in denen εὖ nicht emphatisch betont war (beim mechanischen Herzählen etwa) die Oberhand gewann.

Ähnlich verhält es sich mit πᾶς. Wenn von einem Pferd gesprochen wird, so ist mit ὁ ἄριστος bereits das ganze Pferd gemeint; in πᾶς ὁ ἄριστος dient πᾶς nur zur ausdrücklichen Hervorgebung der Ganzheit. Die singularische Verwendung ohne Artikel (πᾶς ἄριστος = jedes Pferd) und die pluralische mit Artikel (πάντες οἱ ἄριστοι = alle Pferde) sind logisch gleichbedeutend; der Unterschied in beiden Ausdrucksweisen ist rein psychologisch zu verstehen. "jeder" ist zwar pluralisch gemeint¹⁾, aber singularisch konstruiert, um im Gegensatz zu dem mehr kollektivistischen "alle" die Vorstellung der Einzelindividuen mehr in den Vordergrund zu rücken. Beide erfüllen dieselbe Funktion wie "ganz" beim Singular.

Nicht emphatisch betont war πᾶς in der selteneren Konstruktion im Plural ohne Artikel (πάντα πόλεις = ganze Städte), sofern man die deutsche Betonungsweise, die in diesem Fall das Substantiv mit dem stärksten Nachdruck versieht, auch für das Gr. voraussetzen darf. Sie konnte aber auf die Lautgestalt des Singulars keinen Einfluss haben.

Auch das Wort für "ich" dient wie alle Personalpronomina im Gr. nur zur Hervorhebung und emphatischen Verdeutlichung einer Funktion, die in gewöhnlicher Rede still-

¹⁾ Das geht schon daraus hervor, dass es (im Deutschen) fast stets mit "alle" vertauschbar ist.

schweigend mitverstanden wird. Im Verbalsatz wird es nur dann verwendet, wenn die Person ausdrücklich hervorgehoben werden soll: $\tau\alpha\lambda\delta\epsilon\delta\omega$ "ich erziehe", aber $\acute{\epsilon}\gamma\omega\ \tau\alpha\lambda\delta\epsilon\delta\omega$ "ich erziehe (nicht du oder ein anderer)". Auch beim Nominalsatz genügt in den klassischen Sprachen die Kopula zur Bezeichnung der Person (homo sum; $\acute{\epsilon}\iota\mu\prime\ \theta\upsilon\delta\upsilon\epsilon\iota\mu$). Noch stärker aber als bei $\acute{\epsilon}\gamma\omega$ war die Hervorhebung und damit auch der artikulatorische Nachdruck bei dem durch eine Partikel erweiterten $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$.

Über das Wesen der sporadischen Akzentverschiebung bei $\acute{\epsilon}\iota\epsilon$, $\tau\alpha\epsilon$ und $\acute{\epsilon}\gamma\omega\gamma\epsilon$ kann nun kein Zweifel mehr bestehen. Es handelt sich in allen drei Fällen um die Erscheinung des Wertakzents, die A. Schmitt in seinen "Untersuchungen zur allgemeinen Akzentlehre" bespricht¹⁾. Die Akzentzurückziehung als Mittel der Hervorhebung ist nach Schmitt unter den modernen Sprachen besonders im Französischen verbreitet: "In Worten, die häufig mit einem gewissen Nachdruck auftreten, ist diese Akzentverschiebung auf dem Wege, traditionell zu werden oder ist es schon geworden; so z. B. in terrible, épouvantable, beaucoup, pleurer, hurler u. a." Da der Wortakzent im Neufrz. phonematisch irrelevant ist, konnte die Erscheinung hier viel weiter um sich greifen als im Agr., wo sie auf vereinzelte Fälle beschränkt blieb.

In der idg. Sprachgeschichte kommt es nun häufig vor, dass bei einem teilweisen oder vollständigen Verfall der Flexion solche Wörter, die ursprünglich nur zur Verstärkung einer Funktion benützt wurden, später zur allei-

¹⁾ Heidelberg 1924, p. 126 ff.-

Die vorzügliche Abhandlung verwirft mit guten Gründen die herkömmliche Einteilung der Akzentarten in "dynamischen (exspiratorischen)" und "musikalischen" Akzent und schlägt dafür die Bezeichnungen "stark zentralisierender" und "schwach zentralisierender Akzent" vor. Für unsere Untersuchung ist vor allem Schmitts Feststellung wichtig, dass jeder Wortakzent zugleich Intensitätsakzent ist und dass "eine Tonhöhenhervorhebung" immer nur dann als Akzentuations g i p f e l wirkt, wenn sie mit einem Druckgipfel verbunden ist" (p. 72).

nigen Bezeichnung dieser Funktion dienen müssen. So ist im Frz. und Engl. das Wort für "ich" das einzige Kennzeichen der 1. Pers. Sing., und die Verwendung des Zahlwortes "eins" als unbestimmter Artikel kommt in Sprachen aller Erdteile vor. Aber auch Wörter für "alle, ganz" sind mancherorts zu blossen Pluralpartikeln herabgesunken, so z. B. im literarischen Chinesischen (諸, chu, attributiv), im Bengalischen (šokol < Skt. sakala "ganz") und im Newari (samast < Skt. samasta "ganz, gesamt"). Die Verwendung von Ausdrücken der Totalität, zur Bezeichnung des Plurals ist natürlich nur dann möglich, wenn ein "determinierter" Plural gemeint ist, d. h. wenn entweder die Gesamtheit aller überhaupt nur in Frage kommenden Personen oder Gegenstände bezeichnet werden soll (wofür dann in vielen Sprachen auch der Singular zur Bezeichnung der Gattung steht), oder ein bestimmter Teil dieser Gesamtheit, der aus den vorhergehenden Sätzen oder durch die Sprechsituation bekannt ist¹⁾. Da nun bei Verbalformen, die im Satzzusammenhang nicht von einem Substantiv abhängig sind, stets auf etwas bereits bekanntes hingewiesen wird ("du gehst": der Hörer weiss, wer gemeint ist; "sie gehen": nämlich die bekannten oder vorher genannten Personen), kann bei den Pluralformen des Verbums ohne substantivisches Subjekt nur die determinierte Pluralvorstellung herrschen, so dass einer Sprache, in der Plural und Sing. beim Verbum lautlich zusammenfallen, gar nichts anderes übrig bleibt, als einen Ausdruck der Totalität zur Pluralpartikel zu machen, wenn sie nicht auf die weitere Bezeichnung des Numerus beim Verbum verzichten will. Ein solcher lautlicher Zusammenfall wird nun in der Sprachgeschichte äusserst selten vorkommen, denn wenn auch die Flexion gänzlich abstirbt, so sind doch meistens die Personalpronomina noch unversehrt genug, um die weitere Differenzierung übernehmen zu können; er ist aber tatsächlich belegbar, und zwar in einem Zigeunerndialekt, den ich vor einigen Jahren in Landshut kennenlernen konnte. Plural und Sin-

¹⁾ Also praktisch dann, wenn die Artikelsprachen den bestimmten Artikel verwenden.

gular sind in diesem Dialekt durch starke lautliche Vereinfachung sekundär homonym geworden und werden jetzt durch laudr unterschieden, das aus dtsh. lauter entlehnt ist und "alle" bedeutet: me kamava "ich liebe", aber me laudr kamava "wir lieben" u.s.w.¹⁾.

Da nun aber Wörter, die zu blossen grammatischen Zeichen herabgesunken sind, infolge ihrer "Funktionschwäche" in der Regel verkürzt und lautlich verstümmelt werden, kann es vorkommen, dass wir bei Wörtern dieser Bedeutung in einer Sprache zwei verschiedene Lautformen vorfinden, von denen sich keine in das normale lautgesetzliche Schema einfügt. Ein solcher Fall liegt in dem Neuengl. Wort für "eins" vor. Die Formen e(n) (unbestimmter Artikel) und wan (Zahlwort) weisen beide nicht die reguläre Lautgestalt auf, die uns die Sprachgeschichte und die traditionelle Schreibung one erwarten liesse und die in alone und only

¹⁾ Das ursprüngliche, noch bei Fick, Lehrbuch des Dialekts dtsh. Zigeuner p. 12 verzeichnet Verbalparadigma lautete:

me kamava	ame kamaha
tu kameha	tume kamena
jov, joj kamela	jon kamena.

In dem genannten Dialekt besteht nun eine starke Neigung, n hinter betontem Vokal als l zu sprechen und anlautendes a zu elidieren (die älteren Leute gebrauchen noch alte und junge Formen promiscue, während bei der jüngeren Generation die neuen schon fast ganz durchgedrungen sind). Das Verbalparadigma sah also dann so aus:

me kamava	me kamaha
tu kameha	tume kamela
jov, joj kamela	jon kamela.

Man sieht, dass sich auf diese Weise Sing.- und Pl.-Formen lautlich sehr ähnlich geworden waren; zu einer befriedigenden oder späteren völligen Homonymie reichen die beiden Lautgesetze aber nicht aus. Sie wird nur begreiflich aus der Tatsache, dass diese Zigeuner - nach ihren eigenen Angaben - ihre Sprache vor dem Krieg fast verlernt hatten und sie erst im Konzentrationslager in stark vergrößerter Form wiedererlernten. Dieser Bruch in der Entwicklung äussert sich ausser in einer starken Überfremdung des Wortschatzes durch dtsh. und slav. Wörter und einer völligen Germanisierung der Wortstellung vor allem durch einen Verfall des alten Formensystems, der durch einen sehr stark zentralisierenden Akzent noch beschleunigt wird.

↳ Erklärung

tatsächlich vorliegt: a ist die unbetonte, wan die emphatische Form von ursprünglich ein und demselben Wort¹⁾).

Die Tatsache, dass das engl. one bis zu einem unbestimmten Vokal ə reduziert wurde, weil es ständig schwach betont war, wird niemand besonders bemerkenswert finden, denn die Funktionsschwäche als Ursache von abnormen lautlichen Veränderungen ist längst erkannt und gehört bereits zum festen Bestand der sprachwissenschaftlichen Methodik. Die Funktionsverstärkung dagegen wurde bisher kaum berücksichtigt. Das liegt daran, dass die schriftliche Überlieferung, an die sich der Sprachhistoriker zu halten hat, niemals die verschiedenen Grade der Intensität, mit der die Texte phonetisch realisiert wurden, sondern nur ihre Auswirkungen auf die phonologische Struktur der einzelnen Wörter wiedergibt. Nun sind aber die Möglichkeiten zu solchen Auswirkungen in beiden Fällen verschieden gross: bei ständiger schwacher Betonung eines Wortes entsteht besonders in Sprachen mit stark zentralisierendem Akzent fast stets Reduktion bzw. völliger Schwund von Phonemen, der oft mehrsilbige Wörter im Laufe der Zeit bis auf einen einzigen Laut reduzieren kann; dies kommt relativ häufig vor und ist leicht zu erkennen. Der Fall dagegen, dass eine verstärkte Intensität der Aussprache auf die Phonologie eines Wortes einwirkt, ist viel seltener. Eine Veränderung des Akzentsitzes ist nur bei Sprachen mit freiem Akzent möglich; die Umwandlung aber von einem Phonem in ein anderes als weitere Folge verstärkter Betonung setzt voraus, dass das betroffene Phonem überhaupt einer lautlichen "Steigerung" fähig ist. Dazu kommt noch, dass das Wort synchronisch etymologisch isoliert sein muss (im anderen Falle wird die alte Lautgestalt immer wieder nach den verwandten Wörtern restituiert), und dass

¹⁾ Dass der Lautwandel zunächst nur dialektisch auftrat (in Shropshire und einigen Teilen von Wales, vgl. Skeat, An Etym. Dict. of the Engl. Lang. sv. one) spricht nicht gegen unsere Annahme. Auch der reguläre Lautwandel pflegt von einem Punkte ausgehend sich auszubreiten. Die fremde Lautgestalt kommt dem Bedürfnis nach Hervorhebung entgegen. Einen Münchner hörte ich sagen: "Wann i amal a (unbest. Artikel) Haus bau, na bau i oans (Pronomen), wo bloss ein (Zahlwort, emphatisch) fenster drō is."

der Angehörige der Sprachgemeinschaft noch nicht (oder, wie im Neuengl., nicht mehr) dem normativen Einfluss der Schrift unterliegt.

Bei so beschränkten Bedingungen kann man fast von Glück reden, wenn man bei der Untersuchung des Wortschatzes einer Sprache gelegentlich auf diese Erscheinung stösst. Für den von uns ins Auge gefassten Bedeutungsbereich jedoch lässt sich eine ganze Reihe von Beispielen beibringen.

So findet sich eine lautliche Sonderentwicklung beim Zahlwort "eins" nicht nur im Englischen, sondern auch im Schottischen. O. Jespersen, der in seiner "Modern English Grammar"¹⁾ die Form wan ausführlich bespricht, ohne jedoch den Versuch einer lautgesetzlichen Deutung zu machen, führt das schottische jən < en "eins" an als "a curious parallel to the development in the South". Die Entwicklung eines prothetischen Halbvokals fand in beiden Sprachen unabhängig voneinander, aber aus dem gleichen Grunde statt.

Aus ai. eka- "eins" hätte im Mi. überall ea- oder ega- werden müssen. Beide Formen kommen aber nur in der Ardhamagadhi und in der Jaina-Maharashtri vor, die übrigen Dialekte haben ekka-, auf das auch die neuil. Sprachen weisen. Eine Entlehnung aus dem Skt.²⁾ kommt bei einem so alltäglichen Wort wohl kaum in Frage. Dass es sich hier vielmehr um eine emphatische Verdoppelung handelt, hat J. Bloch erkannt³⁾; sie muss auf dieselbe Weise wie die Tonzurückziehung in EIS und der prothetische Vokal in wan und jən erklärt werden. Bloch führt ausserdem eine interessante Parallele aus dem Neuil. an und bereichert damit unsere Liste um ein weiteres Beispiel: im Sindhi ist dasselbe ekka- durch hiku vertreten, es hat sich also infolge der dauernden emphatischen Aussprache bei diesem Wort im Anlaut noch ein h festgesetzt.

1) I, § 11.21 - 23

2) Wie Turner, Dict. of the Nepali Language sv. ek zweifelnd annimmt. Pischel, Gramm. der Prakritspr. § 91 lässt es ungeklärt.

3) L'Indo-Aryen 92

Auch in neupers. jak "eins" (< mp. evak < ap. aivaka) liegt alte Geminatio vor. K hätte nach den sonstigen Lautgesetzen ausfallen müssen (banda "Diener" < bandaka).

Die Verdoppelung des k in mi. ekka- ist wahrscheinlich nicht die erste lautliche Umgestaltung, die das indische Wort für "eins" über sich ergehen lassen musste. Bei ai. éka- ist der Akzent auffällig. H. Hirt, der als erster und bisher einziger Forscher den Versuch unternommen hat, die idg. Akzentuation in grösserem Rahmen systematisch darzustellen, nimmt für éka- wohl mit Recht als ursprüngliche Betonung eká- an¹⁾. Einen innerindischen Beweis dafür sieht Hirt in ekakam, der aber bei der vorläufig scheinbaren Regellosigkeit der ai. -ka-Formationen hinsichtlich des Akzents²⁾ nicht als schlüssig gelten kann. Sichereres lässt sich bei den übrigen idg. Sprachen sagen, die den alten Akzentsitz bewahrt haben. Die Erweiterung einer alten Basis *oi- durch ein Gutturalsuffix ist eine spezifisch indische Eigentümlichkeit; in allen anderen Sprachen hat sich *oi-no- bzw. *oi-uos durchgesetzt. Die Suffixe *-no- und *-uo- sind in den überlieferten Sprachen zum grössten Teil betont³⁾ (gr. ἄγνος, ἄσμενος, ἄστυμος u.s.w., ai. pūrná, nagná; krspá; gr. τάναος < *τάναφος, καλός < *καλφος u.s.w., ai. pakvá, śikvá; ūrdhvá = ὄρθου u.s.w.) Die Ausnahmen (ai. śvítna, áśna, gr. θούρος < *θούρος u.s.) liessen sich vielleicht alle als spätere Neuerungen erklären, doch braucht der Beweis für den sekundären Charakter ihrer Akzentuierung hier nicht erbracht zu werden, denn die einzelsprachliche Entwicklung der in Frage stehenden Wörter lässt noch sichere Schlüsse auf den einstigen Akzentsitz zu. Im Gr. hat die isolierte, zum Späterterminus erstarrte Form ὄνυ "die Eins auf dem Würfel" die alte Betonung erhalten, das Litauische dagegen hat in vienas "eins" den Ton

1) IG V, p. 228

2) In Edgertons ausführlicher Arbeit "The k-suffixes of Indo-Iranian" Diss. Leipzig 1911 wird die Frage der Akzentuation leider überhaupt nicht berührt.

3) Hirt a.a.O 160, 288

zurückgezogen¹⁾ und wie das Neuengl. ein irreguläres y vorgeschlagen. Umgekehrt hat das Gr. den Akzent zurückgezogen in οἷος ^{*oi-uos}, während das Ai. in den zu Partikeln erstarrten obliquen Kasus evā und evām den alten Akzentsitz bewahrt hat. Man darf annehmen, dass auch das Ai. éka einst dieselbe Betonung hatte wie die parallelen Bildungen auf ^{*uó} und ^{*nó}.²⁾

Wie bei den Wörtern für "eins", so erweisen auch für die Ausdrücke der Totalität und die Wörter für "ich"³⁾ analoge Erscheinungen in anderen Sprachen die prinzipielle Möglichkeit einer lautlichen Sonderentwicklung. So bietet das Ai. auch für den Fall πῶς eine Parallele. Um für viśva einstige Endbetonung nachzuweisen, brauchen wir nicht die Sprachvergleichung zu bemühen⁴⁾, denn es zählt zu den ganz wenigen Wörtern, die im Ai. im Vorderglied eines Nominalkompositum eine andere Betonung aufweisen als in der Verwendung als Simplex: viśva wird in der Komposition stets viśvā betont⁵⁾. Zweifellos hat sich hier im Kompositum der alte Akzentsitz erhalten; der Nachweis dafür, dass viśva die ältere Form darstellt, wird wohl kaum gelingen und ist auch bisher noch nicht versucht worden. Die Berücksichtigung sekundärer Akzentverschiebung infolge ständiger Stärkstbetonung bietet so ein Hilfsmittel, an Hand von erklärlichen Ausnahmen die eigentliche Gesetzmässigkeit zu erkennen, ohne, wie das vielfach bei Hirt geschieht, vereinzelte Analogie ad hoc annehmen zu müssen.

Es wäre verlockend, auch den Kompositionsakzent sarvā statt des im Simplex gebräuchlichen sārva auf diese Weise zu erklären, doch weist der Umstand, dass gerade der Rigveda als älteste Quelle auch im Kompositum sārva akzentuiert, darauf hin, dass es sich hier um eine sekundäre Ana-

1) Hirt a. a. O. 160; 288

2) Hirt vermutet, die Barytonese von éka sei von einem (unbelegten!!) Adv. ékam übernommen.

3) Für "du" u. s. w. darf man natürlich die gleichen Erscheinungen erwarten, doch bieten die idg. Sprachen dafür keinen sicheren Beispiele.

4) Hirt IG V, 272 bucht viśva und sārva (gr. ὅλος) als ein-
Fortsetzung S. 21

logie nach višva handelt, zu dem sārva in nachvedāscher Zeit völlig homonym geworden war. Das schliesst natürlich nicht aus, dass auch sārva als alte -uo- Ableitung auf altes *soluōs zurückgehen kann und sowohl ai. sārva als auch das damit verwandte gr. ἅλoς "ganz" schon in prähistorischer Zeit den Akzent zurückgezogen haben¹⁾.

Emphatische Verdoppelung von inlautenden Konsonanten wie in mi. ekka- liegt vor in vlat. tōttus, auf das frz. tout, it. tutto zurückgehen. Tōttus ist tatsächlich belegt, und zwar bei dem Grammatiker Consentius (V, 392, 1), der es als vulgär tadelt. Die bisherigen Versuche zur Erklärung der Geminatio, die Gamillscheg²⁾ angibt, sind indiskutabel, z. T. entbehren sie nicht der Komik. Die einzig mögliche Deutung fand Kieckers³⁾, der das tt auf "affektische Aussprache" zurückführt.

Got. alls, ahd. al, Gen. alles "all" wird meist auf *al-na zurückgeführt⁴⁾. Die Annahme eines n-haltigen Suffixes geschieht nur, um die Verdoppelung des l zu erklären, denn die dazugehörigen Bildungen in anderen Sprachen (air. uile "all, ganz", lit. alvėnas "jeder") bieten keinen Anhalt dazu. Die Annahme Meillet's, die Verdoppelung sei

1) Für den Akzent +soluōs liesse sich dagegen aus dem Lateinischen ein Argument beibringen, wenn man das von Wharton MSL VII, 451 ff. aufgestellte, von der Forschung zu Unrecht in Grund und Boden verdamnte Lautgesetz als richtig voraussetzt, nach dem im Lat. e und o vor dem idg. Hauptton zu a geworden seien. Salvus mit der Bedeutung "wohlbehalten" ginge auf +soluōs zurück, sollus "ganz" dagegen auf +sōluos mit zurückgezogenem Akzent. Fast alle gegen Wharton angeführten Ausnahmen lassen sich entweder durch Analogie, die teils vor, teils nach der Wirkung jenes Gesetzes stattgefunden hat, oder durch die Wirkung des Wertakzentes erklären.

2) Et. Wb. der frz. Spr. sv. tout

3) Hist. Lat. Gr. 124.

4) Brugmann Grdr. II (1) 257.

Fortsetzung der Ann. v. Seite 20:

zige barytonierte +-uo- Ableitungen. Die Liste ist aber unvollständig und lässt andere Ausnahmen unberücksichtigt.

5) Wackernagel, Ai. Gr. II, (1), § 17 e.

expressiver Natur¹⁾, hat entschieden mehr Wahrscheinlichkeit. Wie bei visva hat sich auch hier die ältere Form im Kompositum (got. alaparba "ganz arm" u. s. w.), und ausserdem in Adverbien (got. ~~alake~~ alake "insgesamt") gehalten.

Auch das Neui. kennt die emphatische Geminatio bei Wörtern der Totalität. J. Bloch, dem wir schon die richtige Deutung von ekka- verdanken, weist (a. a. O.) darauf hin, dass das Bengalische bei dem ererbten sabbai (< sarve) und dem sekundär aus dem Skt. übernommenen sakkalai (< sakala) expressive Geminatio entwickelt hat.

Bei den Wörtern für "ich" dürfen wir solche Lauterscheinungen natürlich nur in solchen Sprachen auf emphatische Aussprache zurückführen, die sich in gewöhnlicher Rede beim Ausdruck der Person im Verbum mit flexivischen Mitteln begnügen.

Eine deutliche Parallele zu ^{2/} εγωγε findet sich in der Magadhi. Für das Pronomen der ersten Person Sing. sind in diesem Dialekt verschiedene Formen überliefert²⁾. Die gewöhnliche, in Prosatexten gebrauchte ist hagge, daneben ist in Versen hage bezeugt, und die Grammatiker lehren ausserdem noch hake, ahake und hakke. Die ältesten Formen sind ahake und hake. Beide sind aus ahakam hervorgegangen, das seinerseits durch eine im Prakrit auch bei Pronominalstämmen gebräuchliche ka- Erweiterung aus aham entstanden ist; hake hat ausserdem wie eine Reihe von anderen Wörtern desselben Dialekts sein anlautendes kurzes a verloren³⁾. Aus hake musste lautgesetzlich hage werden. Was

1) Revue Germanique 21, 38; mir unzugänglich, Zitat nach Feist, Et. Wb. d. got. Spr. sv. alls.

2) Pischel, Pkt. Gr. § 417.

3) Pischel a. a. O. § 142. - Der Abfall des anlautenden a ist natürlich nicht, wie Pischel meint, eine Nachwirkung des alten, vedischen (!) Akzents, sondern die a-losen Formen sind aus Fällen abstrahiert, wo a im Sandhi nach o und e lautgesetzlich abgefallen war. Bei hake wird die häufige Verbindung so'ham "ich hier" vorbildlich gewirkt haben.

aber nun die beiden geminierten Formen hakke und hagge an = belangt, so liesse sich das höchst zweifelhafte Lautgesetz Pischels, wonach einfache Konsonanten im Prakrit verdoppelt würden, wenn sie vor dem ehemaligen Hauptton standen¹⁾, allenfalls noch auf hakke anwenden, (wenn man eine - nicht belegte - Betonung ahakám zugrundelegt), bei hagge jedoch ist das unmöglich, denn geminierte Tenues werden im Prakrit sonst nirgends zu Medien verschoben. Aber auch bei hakke - wenn die bei Mārkandeya fol. 75 überlieferte Form richtig ist - wird man an der Pischelschen Erklärung zweifeln müssen, denn man darf wohl kaum annehmen, dass die typisch prakritische ka-Erweiterung von aham älter ist als die Einführung der mittelindischen Betonungsweise

Verstärkte Intensität der Aussprache kann auch Dehnung eines haupttonigen Vokals zur Folge haben. Die Vokallänge in ags. īc, nhd. fränk. aich schreibt man seit Brugmann²⁾ dem Einfluss von *tū "du" zu. Dagegen lässt sich methodisch freilich nichts einwenden, doch kann die Dehnung ebensogut emphatischer Natur sein und aus einer Zeit stammen, in der auch im Germanischen das Wort im Verbalsatz nur zur Hervorhebung diente. Wahrscheinlich haben hier beide Faktoren zugleich gewirkt. Für die dem asl. jazū zugrundeliegende Form *ezom³⁾ jedoch scheidet die erste Erklärung aus, denn ein zweisilbiges Wort kann sich doch schwerlich in seiner Quantität nach einem einsilbigen gerichtet haben. Man wird die sekundäre Dehnung des e wohl in unserem Sinne erklären müssen, bevor man die Ursprache in einer Wortklasse, die sich ohnehin schon einer unwahrscheinlichen Mannigfaltigkeit erfreut, mit einer neuen Dublette beglückt. Als ausserindogermanisches Beispiel will ich noch neuarab. ānā "ich" anführen, das in einigen Dialekten statt anā erscheint und für das Prof. Spitaler (Vorlesung) "psychologische Dehnung" vermutet hat.

1) KZ 35, 14 ff., Pkt. Gr. §§ 90, 91.

2) Grundriss II, 2²38²

3) Leskien, Gramm. der abg. Spr. 129.

Schliesslich sei noch ein Beispiel genannt, das zeigt, wie sich das Bedürfnis nach lautlicher Hervorhebung bei solchen Wörtern auch stilistisch auswirken kann. In Heft 1, p. 29 ff dieser Zeitschrift hat J. Kerschensteiner nachgewiesen, dass die Verteilung von $\xi\acute{\upsilon}\nu$ und $\epsilon\acute{\upsilon}\nu$ in Platons "Gesetzen" euphonisch geregelt ist. Unabhängig von der lautlichen Umgebung aber findet sich mit einer einzigen Ausnahme nur $\xi\acute{\upsilon}\mu\tau\alpha\varsigma$ "all, gesamt": es unterliegt keinem Zweifel, dass die Neigung zur Emphase bei diesem Wort dem Autor die vollere Lautform in die Feder diktiert hat.

=====

Übersicht über die besprochenen Wörter.

Wörter für "eins"

Wörter der Totalität

Wörter für "ich"

Mit Akzentzurückziehung

gr. $\epsilon\acute{\iota}\varsigma$, $\omicron\lambda\omicron\varsigma$

lit. vienas

af. éka

gr. $\tau\acute{\omicron}\varsigma$, $\omicron\lambda\omicron\varsigma$

ai. visva, sárva ?

gr. $\epsilon\gamma\omega\gamma\epsilon$

Mit Geminatio:

mi. ekka

neup. jak

vlat. töttus

got. alls

mi. hagge, hakke

Mit prothetischen Konsonant:

engl. wan

schott. jen

sindhi hiku

it. vienas

beng. sabbai, sakkalai

Mit Vokaldehnung:

vulg. arab. ānā

ags. īc

vorslav. *ēzom

Sonstiges:

Platon $\xi\acute{\upsilon}\mu\tau\alpha\varsigma$